Bergfrühling

Autor(en): **Kempf, H.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Ski : Jahrbuch des Schweizerischen Ski-Verbandes = Annuaire de l'Association Suisse des Clubs de Ski**

Band (Jahr): **16 (1921)**

PDF erstellt am: **18.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-541546

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Bergfrühling.

Von H. KEMPF.

Auf vielgebogenem, steinholperigem Pfade gurgelt und glitzert es von Wasseradern, die das Frühlingslicht am Leibe des Berges geöffnet hat. Ueberall sprudeln Quellen hervor, die Feuchtigkeit quirlt aus allen Poren des von der Schneeschmelze vollgesogenen Erdenreiches. Eigensinnig wie das Wasser ist, schafft es sich Durchgang, wo es ihm gerade passt, und kümmert sich wenig um die gesetzte Ordnung eingedämmter Bachbette. Einen Weg hinunterstrudeln und den daherschreitenden Menschen die Schuhe vollspritzen und sich mit neckischem Uebermut an den hüpfenden Kapriolen der ausweichenden Füsse ergötzen, ist lustiger, als zwischen Uferborden eingepfercht, alltäglich dahinzutrotten.

Hinter den Weghecken, in denen der Zaunkönig geschäftig der Nahrungssuche obliegt, die Amseln im dürren Laube rascheln, kranken in elendem Siechtum die letzten schmutzig gelben Reste des Winterschnees. Ueber diesen schwindenden Spuren der einen Jahreszeit wartet die holde Nachfolgerin schon mit ihrem lieblichen Tande auf. Die Haselzweige hängen ihre goldgelben Blütentröddelchen an die Sonne, dass es fast aussieht wie in einem Kramladen, in dessen Schaufenstern vergoldeter Firlefanz die Augen der Kinder entzückt. Auf den feuchten Halden beginnt der Safran den fröhlichen Frühlingsreigen unter den Blumen. Wie Flämmchen züngeln die lilafeinen Kolben aus dem Boden hervor. Daneben wetteifert der Enzian gar eiferig mit der lichten Himmelsbläue, die er an Tiefe zu übertreffen sucht. Keine Liebe hat so blaue Augen, keinem Glücke wohnt solche Treuherzigkeit inne, keine Hoffnung macht so gläubig, wie dieses wundersame, blaue Blumenleuchten. Ob der reinen Wonne, die es ausstrahlt, kommt ungeahnte Wonne über die Seele.

Gemächlich schlendere ich weiter die Sonnenhalde hinauf. Junge Lärchen flechten ihr zierliches Gezweige zu feinen hellgelben Netzen, um das Licht bündelweide einzufangen. Eine Staffel höher breiten Ahornbäume, über deren Kronen bereits der braunrötliche Schimmer der zarten Knospenspitzen schwebt, ihr formenreiches Astwerk aus. Das weitausladende, kahle Geäst zeichnet tiefblaue Schattenrisse auf dem vollbesonnten Weidehang. Uralte Druidenheiligkeit umwebt diese Bäume mit ihren wuchtigen Wipfeln.

Beschützende Macht geht aus von ihnen; Hütten und Menschen fühlen sich in ihrer Nähe sicher. Mitten in der Berglehne eingebuchtet grünt ein ebener Boden. Eine Sennenhüttenkolonie steht hier in einer von Schneehängen umleuchteten Inseloase. Die Dachtraufen blinken wie dünne Perlenschnüre in der Frühlingssonne. Breite schirmblätterige Alpendostgewächse umwuchern als wilde Gärten die Hütten und verdecken trügerisch die Sumpflachen des schwammigwässerigen Grundes. Ueber dem Morast ist schon eine üppige Vegetation ins Kraut geschossen. Auf den Vorplätzen sonnen sich grosse Holzhaufen. Die Scheiter schwitzen, die Wärme presst ihnen honigklare Harztropfen heraus. Ein Geruchgemisch von Tannenholz, dampfenden Schindeldächern, eingetrocknetem Dünger, von Verwesung und erwachendem Blühen erfüllt die durchsonnte Luft. Die Alp ist noch nicht befahren, die Stille leerer Behausung umträumt die geschlossenen Hütten. Nur die Brunnen sind wach, sie führen laute Gespräche miteinander. Das plaudert in einemfort, als gält's, dem Tag den Kopf übervoll zu schwatzen. Das Märchen vom Frühling ist das unerschöpfliche Thema.

In engen Biegungen dreht sich der Pfad die Felsenklus hinan. Wie eine romantische Bühnenszenerie schieben sich die riesigen Steinblöcke kulissenartig vor und bilden heimliche Verstecke mit labyrinthischen Ein- und Ausgängen, so dass ich oft verwirrt innehalte, um mich wieder zurechtzufinden. Die Pfadspur liegt streckenweise noch unter schwarzkrustiertem Altschnee verschüttet. Manchmal erweist sich die Schicht als tragfähig, mühelos schreite ich darüber hinweg. Dann gerate ich unversehens auf faules, unterhöhltes Gefüge und versinke knietief in den heimtückischen Schneefallen. Und jedesmal, wenn darob mein Unmut in derben Zornesworten losbrechen will, zwitschern mir die Vöglein so viel des jubelnden Singsangs in die Ohren, dass ich selber zu pfeifen anfange und unverdrossen weiter stapfe. Der Wald ist voll Sonne und Vogelsang. Wurzeln, Stämme und Wipfel samt den befiederten Bewohnern fühlen den Frühling. Das treibt, schwillt im Safte, reckt sich und richtet sich bolzgerade hoch vom kleinsten Strauche bis zur höchsten Tannenspitze. Da und dort rasseln halb zu Eis geschmolzene Schneeklumpen mit dumpfem Aufschlag zu Boden. Elastisch federn die befreiten Aeste in die Höhe, behangen mit blitzenden Wasserperlen. Herber Harzgeruch und feuchter Moosduft haucht die Waldluft aus. Schwallweise fächert das würzige Aroma zwischen den Stämmen hervor. Jeder Atemzug ist voll davon, lungentief saugt die

Brust den köstlichen Wohlgeruch ein. Auch im Walde haben sich die Blumen Stelldichein gegeben. Auf lichten Sammelplätzchen stehen die Soldanellen gruppenweise beisammen und kokettieren mit ihren fein gefransten, violettzarten, hoch geschürzten Röcklein, als wollten sie ein zierliches Ballet tanzen. Blühende Erikastauden säumen den Wegrand scharlachleuchtend ein. Die Natur liebt die Gegensätze. Frühling und Winter liegen hart nebeneinander. Die eine Hand greift in den Schnee und betastet das eiskühle Antlitz des Todes, die andere pflückt einen blühenden Strauss aus dem Garten des neuerwachten Lebens.

Mühsam klettert der Wald die letzte, steile Bergstufe hinan. Oben am Rand der Felsenklus richten sich die Tannen hoch auf, als wollten sie alle miteinander Atem schöpfen; sie vermögen nicht mehr weiter zu steigen. Von der Waldgrenze gelange ich jetzt in die vegetationslose Region hinauf. Hier oben regiert noch die Schneelandschaft. Aber es ist nicht mehr das reine Weiss des Hochwinters. Der Schnee hat ein schimmliges Aussehen, die Frühlingswärme zehrt an ihm. Die Rippen der Berggrate stossen überall durch, die Flanken sind dunkel gefleckt und gestreift; die Lawinen beginnen die schweren Decken an den Hängen aufzurollen. Dabei wird manche Wunde in die Lenden der Berge gerissen. Das braunrote Erdenblut verfärbt als rostige Kruste die Schneeflächen an vielen Stellen. Unter der Schicht ist es lebendig. Quellen, Rinnsale und Bäche glucksen, rieseln und rauschen und vermengen sich zu einer eigenartig artikulierten, unterirdischen Lenzmelodie. Es ist als sänge ein Chor von Kobolden tief unter der Erde. Ueber die hohen Schultern der Berggestalten lugen blendende Wolkengesichter; mit breitverzogenen Mundwinkeln lachen sie in die leuchtende Bläue hinein. Die Luft ist föhnweich, sie schmiegt sich geschmeidig den Bergkonturen an. Ueber mässig ansteigende Schneefelder strebe ich aufwärts. Wolkenschatten überholen mich beständig. Rudelweise hasten sie über Hänge, Grate, Gwächten und Gipfel. Das wechselnde Sonnenspiel verkürzt mir die Eintönigkeit des Schneestampfens um Vieles. Bald steht der Gipfel in hellem Licht, die Spitze rückt ganz in meine Nähe, in wenigen Schritten wähne ich oben zu sein. Dann huschen flinke Schatten heran, werfen ihre Schleier über die Berge und stundenweit scheint das Ziel von mir abzurücken. So verfalle ich fortwährend einer neckischen Fata Morgana, bis ich, zu meiner Ueberraschung, plötzlich vor dem letzten Aufstiege stehe. Voll eigensinniger Launenhaftigkeit reckt der

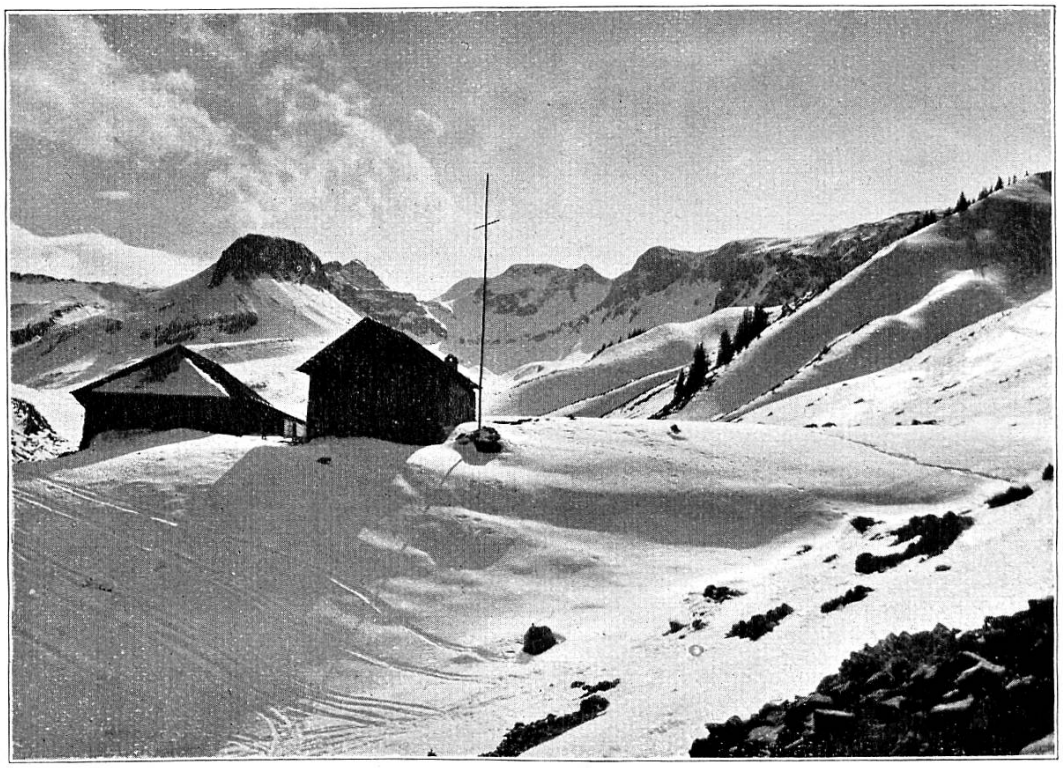
F. Brun

Tageserwachen.

Berg sein Felsenhaupt jäh empor. Er zieht den Buckel ein, gibt sich einen Ruck und nimmt eine imponierende Haltung an. Der blanke Schneehelm, den er sich keck aufgestülpt hat, gemahnt an eine Hochgebirgserscheinung. Umso stärker ist der Reiz, emporzuklimmen. Auf dem steilgebogenen Schneerücken schlage ich mit den Schuhspitzen eine schmale Treppe hinauf. Die Arbeit ist mühsam, die Schweisstropfen kugeln warm über Stirn und Wangen. Aber die feinen Schneespritzer, die mir beim Stufenstampfen ins Gesicht klatschen, kühlen die erhitzte Haut angenehm ab. Je höher ich hinaufgelange, desto breiter dehnt sich die firnenmächtige Front des Alpenzuges vor den Blicken aus. Fortwährend erscheinen neue Formen und Linien. Mit jedem Schritte höher, treten andere Gebirgsgruppen in die Reihe. Immer neue Gipfelgestalten wachsen empor. Felsen türmt sich auf Felsen, Spitzen streben über die Spitzen hinaus. Aus Tiefen, wo Staub und Moder das Sein zermürbt, erhebt sich der Schwung mit Wucht in ewige Regionen. Eine Welt baut ihre gigantischen Mauern, Säulen, Türme und Kuppeln himmelan. Urgewaltiges Ent-

stehen spielt sich ab vor den staunenden Augen. Wilde Dissonanzen schreien aus kompakten Massen, und doch ordnet sich zuletzt auch das widerstrebendste Gefüge in den einen, grossen Zusammenhang. Ragende Häupter, stolze Stirnen, trotzige Nacken verkörpern einen Willen, der über den Jahrtausenden herrscht. Wenn unsere Kraft morsch geworden und über ihr das Gras des Grabes grünt; wenn wir ermüdet vom Kampfe abstehen; unser Blut von der Erde aufgesogen und eingetrocknet ist: dann thronen die Berge immer noch aufrecht da oben, aufrecht über dem Wandel von Menschen und Tagen. Andere Generationen kommen und bebauen die Scholle. Verjüngte Geschlechter werden Träger einer neuen Sehnsucht, bringen eine neue Hoffnung von Erdenglück in die Welt. Die Berge aber, die Zeugen sind des irdischen Auf- und Niederganges, verharren in steinerner Ruhe; das Schicksal der Menschen erschüttert sie nicht.

Kaum habe ich den Gipfel erreicht und mich zur Rast niedergelassen, kommt eine Gesellschaft junger Landburschen nachgestiegen. Zu meiner grossen Verblüffung tragen sie Blechinstrumente bei sich, das goldblanke Messing blitzt hinter ihren Schultern hervor. Meine gehobene Stimmung will in Aerger umkippen ob dem unerwünschten, musikalischen Gipfelbesuch, denn ich fürchte, der Ohrenschmaus möchte mir den Aufenthalt da oben bald gründlich verleiden. Doch die Neugierde hält mich vom voreiligen Abstiege zurück. Wenigstens den Eröffnungsmarsch anhören, nachher ist noch Zeit genug auf das Uebrige zu verzichten, so kalkulieren meine Gedanken. Und wie es oftmals geht mit vorgefassten Meinungen: sie fangen bedenklich zu wackeln an, sobald wir mit den Dingen näher bekannt werden. Nach der gegenseitigen Begrüssung, die schnaufenden Lungen zur Ruhe gekommen, die trockenen Kehlen mit einem Trunke angefeuchtet, werden sogleich die Instrumente angesetzt. Unterdessen öffne ich meinen Rucksack, krame die verschiedenen Essbarkeiten hervor, die mir, ich muss gestehen, bei den Kängen der originellen Tafelmusik nun doppelt munden. Der flotte Ländler, der dem gut klingenden Spiele enthüpft, erregt Lust in mir, die anfängliche Abneigung gegen die Musikanten verwandelt sich in Sympathie. Mit vollen Backen blasen sie die muntere Tanzweise in die frühlingslichte Bläue hinein. Die Noten scheinen in ihren Seelen gesetzt zu sein und hier warme Impulse zu empfangen. Auf der sonoren Grundlage des Bombardons klettert das Pistongeschmetter in schwindelige Höhen, wo es, sich selbst bewun-



F. Brun

Schellenfluhalp mit Schluchiberg.

dernd, in schallender Fermate schwelgt, gleich der Glanzleistung eines Heldentenors, die im hohen C brilliert. Meine Glieder werden völlig elektrisiert von dem Rhythmus. Träumerei umgaukelt meine Sinne: Auf dem schneeigen Podium erscheinen tanzende Mädchen mit flatternden Haaren, glücktrunkenen Augen, hochrot erhitzten Wangen. Die beweglichen Füsse drehen sich taktschnelle um und um. Die kurzen Röcke wehen wie Fähnchen und geben die Glieder frei. Die Lippen lächeln in seligem Genusse, die Hüften wiegen sich elastisch, es ist ein Reigen voll des selbstversunkenen, hingebenden Gefühls. Immer weiter ziehen die Tänzerinnen die Kreise. Ahnungslos schweben sie auf die Wölbung der gleissenden Gwächte hinaus, nähern sich dem gefährlichen Rande, gleiten ins Leere und sinken lautlos in die Tiefe. Erschrocken wache ich auf. Sehe ich klar? Hänselt mich ein Trugbild? Da kommen sie alle wieder leibhaftig heraufgekrabbelt, der Sturz scheint ihnen nicht geschadet zu haben. Hela! klopfe den Spuck aus dem verduselten Schädel, schaue recht, was du dort unten siehst, ist Leben, wahrhaftiges Leben! Wirklich eine fröhlich plaudernde, ländliche Mädchenschar kommt mit langen Alpenstöcken heraufgestiefelt. Die Oberröcke sind hochgeschürzt und hinten zusammengeknotet. Die roten und blauen Kattununterröcke, mit den schwarz

brodierten Säumen, leuchten feurig gegen den Schnee. Auf den breitkrämpigen Frühlingshüten prangen grellfarbige Kunstblumen, die Nacken sind vor der stechenden Sonne durch weisse Tücher geschützt. Aber die Busen sind frei, sie wollen sich ungehindert dehnen, denn Herz und Atem brauchen Raum, die Pulse gehen rasch. Nun wird es mir verständlich, warum die Bläser solcher Toninnigkeit fähig sind: wo Amor den Dirigentenstab schwingt, da klingen die Instrumente von selbst harmonisch zusammen.

Dem sonntäglichen Aufzug des kleinen Gottes, der so grosse Macht über die Menschenseele hat, spendet das Hochgebirge festlichen Glanz. Es ist eine Apotheose der Liebe, vom Frühlingstage auf sonniger Bergesempore improvisiert. Hehre Gestalten geben dem Bilde erhabenen Hintergrund. Gipfel um Gipfel stellen sich in die Reihe, alle strahlend im firnenweissen Gewande. Mit vor Entzücken leuchtenden Augen bestaunen die Mädchen die Pracht, sie vermögen ihrer Bewunderung nicht genug Worte zu geben. Und um ihrer Freude noch besseren, innigeren Ausdruck zu verleihen, lösen sich ihre Gefühle wie von selber im Gesange aus. Die Instrumente schweigen, die Burschen singen wacker mit, ein biederer gemischter Chor entsteht im Augenblicke. Mit rührender Naivität, herztiefer Inbrunst tragen die Stimmen die Melodie des Liedes vor. Es ist eine ältere, schweizerische Volksweise. Nun lebt sie da oben, hoch über den heimatlichen Tälern wieder auf, ohne Taktstock, nur vom reinen Impulse dirigiert. Ungekünstelt ertönt der Freiluftgesang. Alle sind mit ganzer Seele dabei, den Singenden werden die Worte zum Glauben, es ist ihnen heiliger Ernst damit. Von Strophe zu Strophe steigert sich der Gesang zum begeisterten Hymnus an die Heimat. Die Augen glänzen, die Hände umkrampfen fest die langen Alpenstöcke, die kleine Schar steht da, wie eine mit Spiessen bewehrte Hochwacht. Die strahlenden Berge ringsum haben die Gemüter hochgestimmt, die Heimatfreude zahlt ihren Dank mit innigem Gesange. Drüben im Hochgebirge löst sich eine Lawine. Ihr dröhnender Akkord nimmt die letzten Klänge des Liedes auf und trägt sie über die Silberzacken der Firnen ins blaue Himmelsleuchten hinein.